

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 5 (2008)

Artikel: Denken oder Lesen?
Autor: Flasch, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

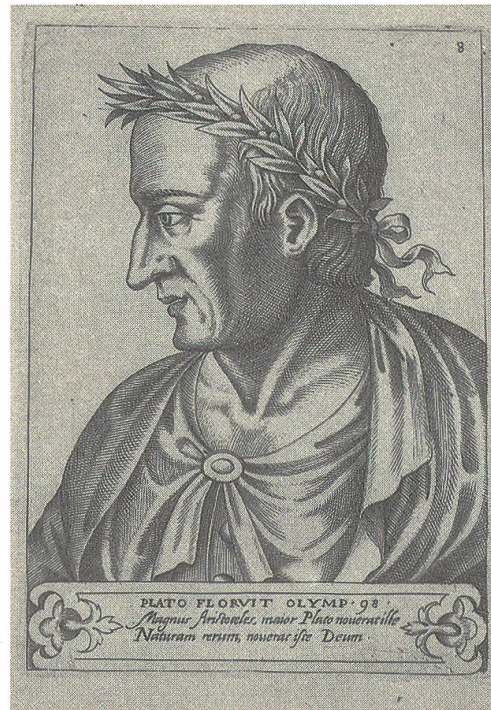
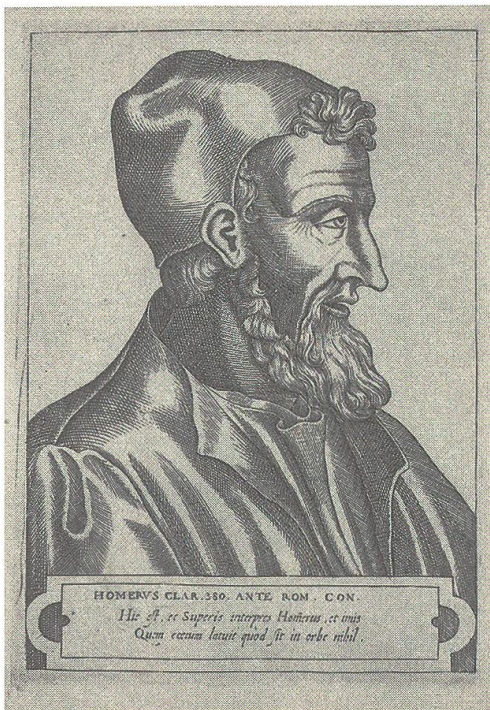
DENKEN ODER LESEN?¹*Kurt Flasch*

I

In der platonischen Akademie hatte Aristoteles einen Spottnamen. Wer ironisch oder spielerisch-scherzend distanziert von ihm sprach, sagte: Gehen wir zum Leser.² Was hier Leser oder *anagnostes* bedeutet, ist nicht sofort klar. Es könnte darauf hindeuten, dass Aristoteles leise, still vor sich hin gelesen habe, im Unterschied zu allen anderen, die immer nur laut lasen. Dann hiesse Leser hier: der Stillleser. Aber Wahrscheinlichkeit besitzt auch eine andere Deutung: Wenn in der Akademie das Philosophieren im Gespräch stattfand, dann empfanden Platoniker einen Gegensatz zwischen den freien Unterhaltungen des Sokrates und der Lesearbeit des Aristoteles. Dann bedeutete Leser: Er sucht die Wahrheit, wo sie nicht zu finden ist, nämlich im erstarrten Wort der Bücher; er sammelt nur, er denkt nicht; er gibt sich mit Totem ab; er scheut das Hin und Her der Argumente. Er genießt es, dass Bücher ihm nicht widersprechen, aber ohne Widerspruch gibt es keine dialektischen Unterhaltungen und überhaupt keine Philosophie.

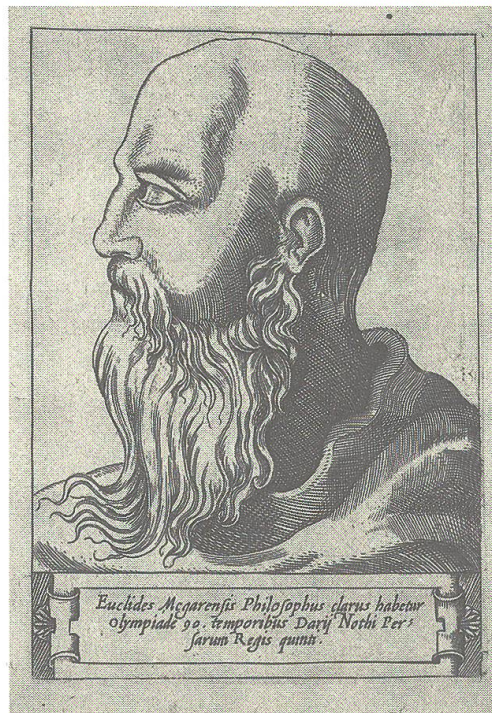
Stellen wir uns nun einen Augenblick auf die Seite des verspotteten Aristoteles. Er musste viel lesen. Er konnte nicht, wie er es getan hat, die Verfassungen von 148 griechischen Stadtstaaten vergleichen, ohne in die Bibliothek zu gehen. Platoniker konnten dann fragen: Muss man 148 Staaten miteinander vergleichen, wo es doch für das reale Leben darum geht, zu wissen, dass unser Staat Athen korrupt ist – hat er doch seinen gerechtesten Bürger, Sokrates, hingerichtet – und darum, zu wissen, wie ein guter, wie ein richtiger Staat beschaffen sein müsste? Absentiert sich der Staatsphilosoph Aristoteles durch die Bibliotheksarbeit nicht von den aktuellen Problemen der Polis? Geht, wer liest, statt brisante Themen auf dem Marktplatz zu diskutieren, nicht zu den Toten? Gibt er den Lebensbezug der Wahrheit nicht auf?

Vielleicht lässt sich der Leser Aristoteles doch noch anders rechtfertigen. Wer redet, braucht immer einen Vorredner. Sich vorzustellen, jemand diskutiere, habe aber keinen, der vor ihm etwas behauptet hat, das heisst,



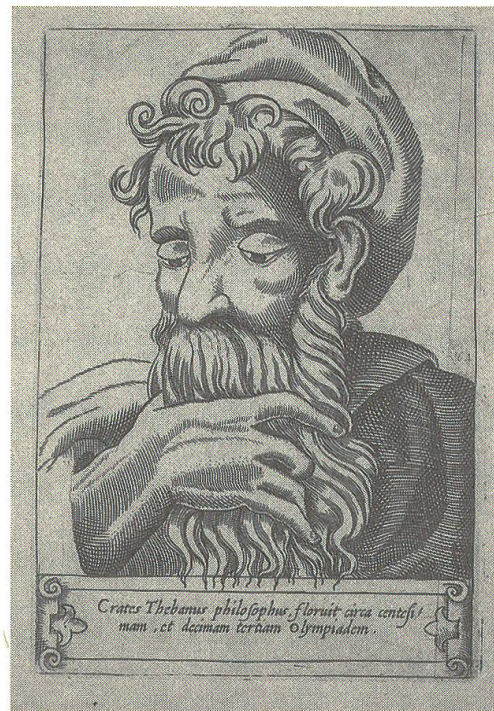
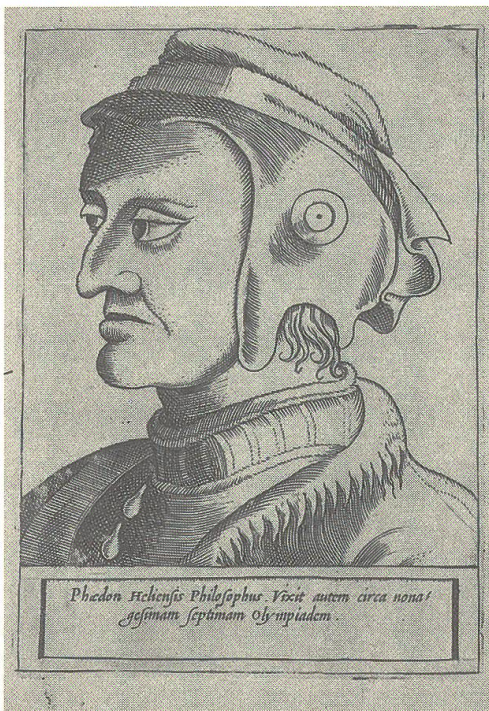
Die folgenden, phantasievollen Philosophenportraits entstammen dem ohne Druckerangabe 1583 in Venedig gedruckten und 1607 in reduzierter Form bei Ambrogio Dei noch einmal aufgelegten Werk: *Illustrium Philosophorum, Et Sapientium Effigies Ab Eorum Numismatibus Extractae* (Venetiis, MDLXXXIII)

sich im Dunkel der Vorgeschichte verlieren, wo vielleicht ein Gott dem Menschen den Gebrauch der Sprache erklärte, eben weil er sie als Einzelner nicht hat entwickeln können. In jeder Argumentation liegt ein Rückbezug, der nicht erwähnt werden muss; es fragt sich nur, wie weit er zurückgeht, welches Gegenüber der Argumentierende sich wählt. Wer also, wie der platonische Philosoph, die Wahrheit über die Welt, über die Seele, über das richtige Leben und den guten Staat sucht, tut gut daran, sich den Kreis seiner Gegenüber durch Lesen zu erweitern. Er greift zum Buch, denn er lässt es mit den zufälligen Unterrednern nicht bewenden; er erwartet mehr an Wahrheit, wenn er mit den Geistern der Vergangenheit, vielleicht mit Homer, vielleicht mit Hesiod, vielleicht mit Parmenides diskutieren kann. Aristoteles musste lesen, weil Denken in einem überindividuellen Zusammenhang steht. Kurz: Aristoteles war Leser, weil Wahrheit eine Geschichte hat. Daher eröffnete er seine grossen Bücher – über die Seele und über Politik, über die Physik und die Erste Philosophie – mit der kritischen Durchsicht bisheriger Ansichten, denn er hat darüber nachgedacht, dass er den Fragestand nicht rein subjektiv bestimmen konnte, nicht nur von sich her



bestimmen durfte. Es hiesse rücksichtslos sein gegen die doch unentbehrlichen Vorredner, sie nicht genau zur Sache zu vernehmen. Aristoteles der Leser, das hiess jetzt: der Genauleser, der Begründer der Doxographie.

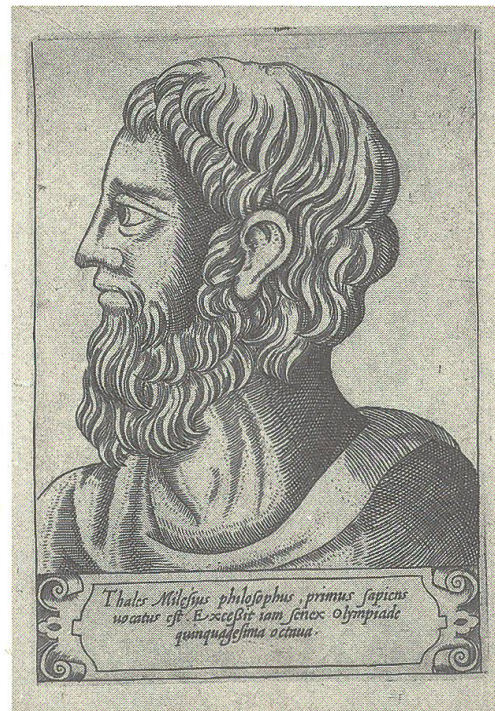
War das wirklich neu? War der Gegensatz zwischen dem Bücherfreund Aristoteles und den freien Gesprächen im platonischen Kreis so krass? Natürlich nicht, denn Heraklit hat sich auf Homer bezogen, den er gelesen hatte, Platon gibt nicht nur die Meinungen noch lebender Sophisten wieder, sondern bezieht sich ausdrücklich auf die Lehren der früheren Denker, auf Heraklit und Parmenides, immer wieder auf Homer. Platon hat beides getan: Er hat die Erstarrung der philosophischen Rede im toten Buchstaben kritisiert wie die Unentbehrlichkeit des Lesens gezeigt. Beide Gesichtspunkte sind festzuhalten, er hat im *Phaidros* und im 7. *Brief* die Scheu vor der schriftlichen Fixierung ausgesprochen, aber in unserem Zusammenhang zählt: Er hat im *Phaidon* Sokrates als Leser vorgestellt. Er lässt Sokrates erzählen, wie er beim Lesen des Anaxagoras die Inkonsequenz dessen Naturbetrachtung erkannt habe, weshalb er sich auf die wichtigeren und entscheidbareren Fragen des menschlichen Zusammenlebens beschränkt habe. Sokrates hat kein Buch geschrieben, aber die Philosophie des Sokrates ist, Platon zufolge, beim Lesen entstanden. Demnach war auch Sokrates ein Leser. Er ist durchs Lesen ins Denken gekommen. Platonisch gedacht, dürfte es nicht heissen: Denken oder Lesen? sondern: zuhören, darüber nachdenken, Fragen entwickeln, lesen, das Gelesene bedenken und in



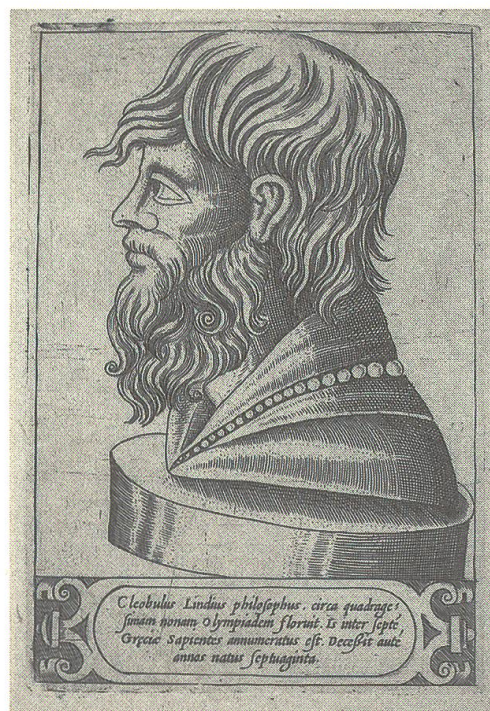
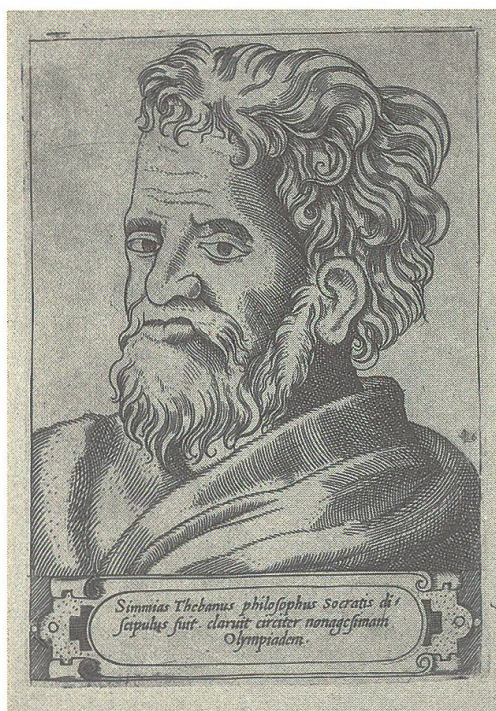
freundschaftlichen Unterhaltungen gemeinsam prüfen. Und was die Polis und das soziale, das politische Leben angeht, so hat die griechische Welt in Dichtung – in der *Antigone* des Sophokles – und Philosophie – Platons *Gorgias* 484 a – die Überlegenheit des Ungeschriebenen festgehalten, denn sie kennt Gesetze, die ehrwürdiger sind als der geschriebene Nomos: Vernunft und Physis stehen über dem positiven Recht.

II

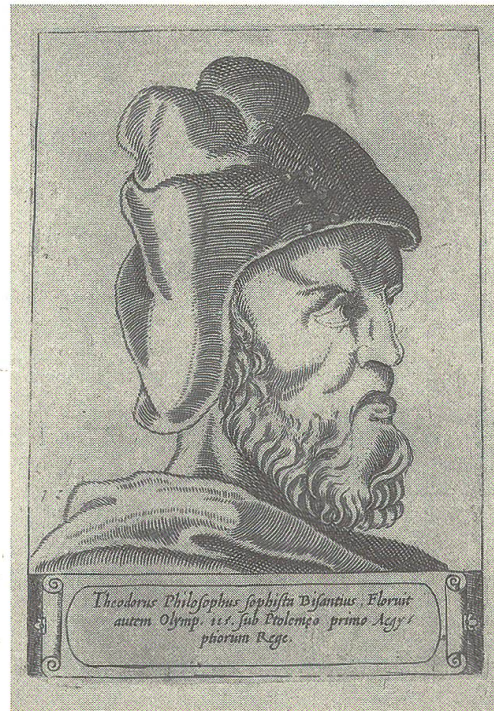
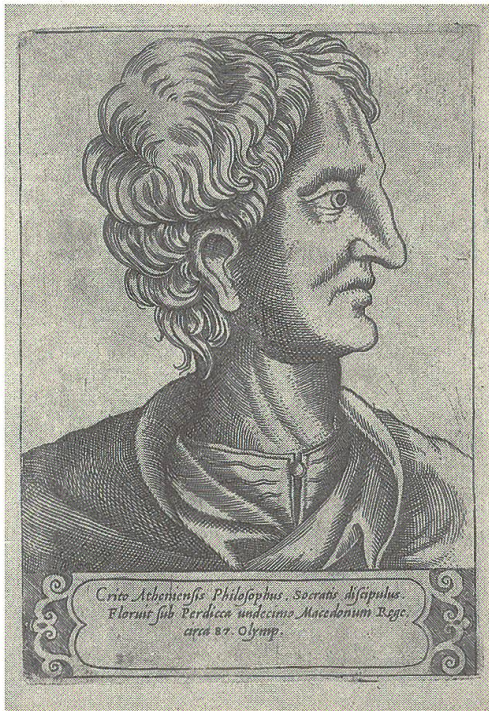
Jesus hat kein Buch geschrieben. Wie viel an Streit, nicht nur an verbalem Zank, sondern an realen Kriegen hätte er uns erspart, hätte er einen Katechismus verfasst. Aber hat er auch keine Bücher gelesen? Ohne mir irgend theologische Kompetenz anzumassen, darf ich daran erinnern: Nach Lukas 24 traf er nach seiner Auferstehung die Jünger auf dem Weg nach Emmaus “und ausgehend von Mose und allen Propheten zeigte er ihnen, was in allen Schriften sich bezieht auf ihn” (Lk 24, 27). Jesus hat also Bücher gelesen, die ‘graphai’ gekannt. Die Apostelgeschichte erzählt: Paulus kam nach Thessaloniki, sprach in der Synagoge und legte an drei Sabbaten, wie es seine Gewohnheit war, die graphai aus (Apg 17, 2). Irgendjemand hat Paulus nachgerühmt, er habe das Ende der Buchreligion gebracht. Ganz wird man dem nicht zustimmen: Wer nachweisen wollte, die christliche Gemeinde sei der wahre Adressat der hebräischen Bibel, Gott habe sie ‘für uns’ geschrieben,



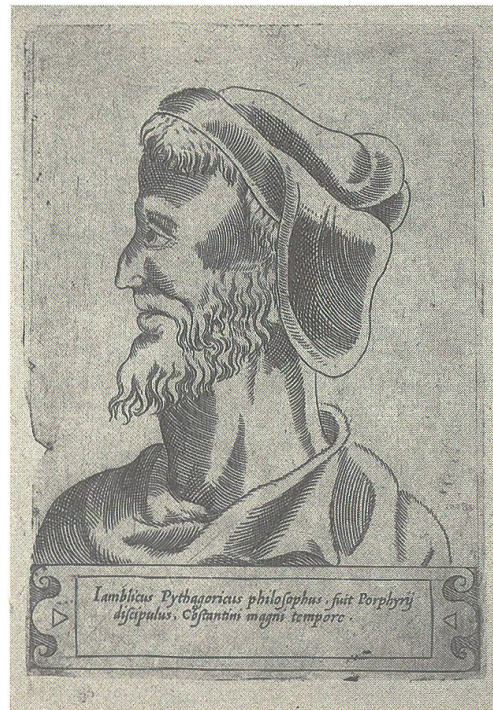
musste Schriftgelehrter sein, und so zeichnet das Neue Testament sowohl den Apostel Paulus wie Jesus. Die frühchristliche Selbstinterpretation schwelgt in Schriftbeweisen, am spektakulärsten bei Matthäus 1, 23 mit der Weissagung von Jesaja 7, 14: "Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären [...]" An Jesus ist erfüllt, heisst das, was im Buche steht, 'was geschrieben steht'. Es hat ausserordentliche Kämpfe gegeben, bis christliche Theologen diese christliche Zwecksetzung der Hebräischen Bibel als ungeschichtlich zurückweisen durften. Jedenfalls brauchte, wer das Alte Testament auf Christus hin auslegen wollte, nicht nur eine gute Kenntnis der Schrift, sondern auch eine eigene Interpretationsweise. Ich würde sie nicht ohne weiteres 'allegorisch' nennen, behauptet sie doch einen faktischen, einen quasi-historischen Bezug des Alten Testaments auf das Neue: Jesus soll de facto das Kind sein, von dem der Prophet Achaz, acht- oder neunhundert Jahre zuvor, bei Jesaja sprach. Nun gab es aber noch die Juden, die dieser Transposition nicht zustimmten. Textkenntnis war ihnen nicht abzustreiten, jetzt sagte man: Sie haben den Buchstaben, ihnen fehlt der Geist. Jetzt traten 'graphie' und 'grammata' auseinander. Paulus wurde durch den Römerbrief (Röm 2, 27ff.) und den zweiten Korintherbrief (2 Kor 3, 6) der Lehrer des Gegensatzes von Geist und Buchstaben: Die Juden lesen das Richtige, aber sie lesen es nicht richtig, nicht im richtigen Geist. Da haben wir eine neue Variante des Gegensatzes: Denken oder Lesen? Wie man weiss, wurde das Christentum dann doch eine Buchreligion, aber eine Buchreligion mit



Widerhaken, versehen mit dem Gegensatzbewusstsein von ‘gramma’ und ‘pneuma’. “Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig” (2 Kor 3, 6). Jetzt kamen nicht mehr Feuerzungen vom Himmel und brachten im Sturm den Heiligen Geist, jetzt hörten Christen den Zuruf: ‘Tolle, lege’, nimm und lies! Aber wer hatte den rechten Geist und woran erkennt man ihn? Augustin konnte glauben, mit *De doctrina christiana* und mit *De spiritu et littera* das Problem entschieden zu haben. Das, was man den ‘Platonismus der Kirchenväter’ nennt, half ihm dabei: Als ‘geistig’ galt demnach die Auslegung, wenn sie von Gott und der Seele als geistigen Wesen handelte. Augustin sah, dass auch dies keine eindeutige Lösung erbrachte, auch wenn er dieser hermeneutischen Regel folgend ausrief: Wenn Gott in der Hebräischen Bibel den Juden ‘Land’ verspreche, dann sehe doch jeder, dass damit der Himmel gemeint sei. Das sah eben doch nicht jeder, und so musste Augustin die Orientierung an der ‘regula fidei’ als weitere Auslegungsvorschrift postulieren. Was die ‘regula fidei’ war, darüber hatte sich gegen 400 eine Legende gebildet: Jesus habe seine eigentliche Botschaft nicht allen verkündet, sie stehe auch nicht bei Paulus und den Evangelisten geschrieben, sondern sie sollte ungeschrieben tradiert werden, und so habe er jedem der zwölf Apostel einen Satz zum Auswendiglernen aufgetragen. Diese 12 Sätze bildeten nun das Apostolische Glaubensbekenntnis. Darin lag die Erkenntnis, dass die entwickelte Dogmatik des vierten Jahrhunderts im Neuen Testament nicht zu finden war; darin lag aber auch die Zuversicht, dass Jesu ungeschriebene



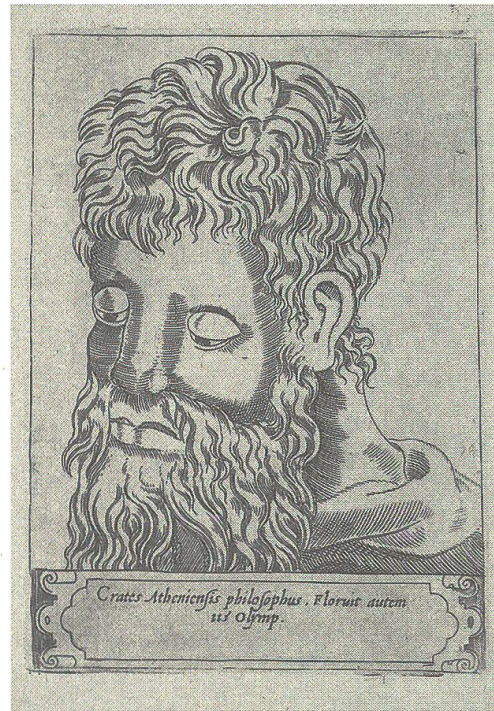
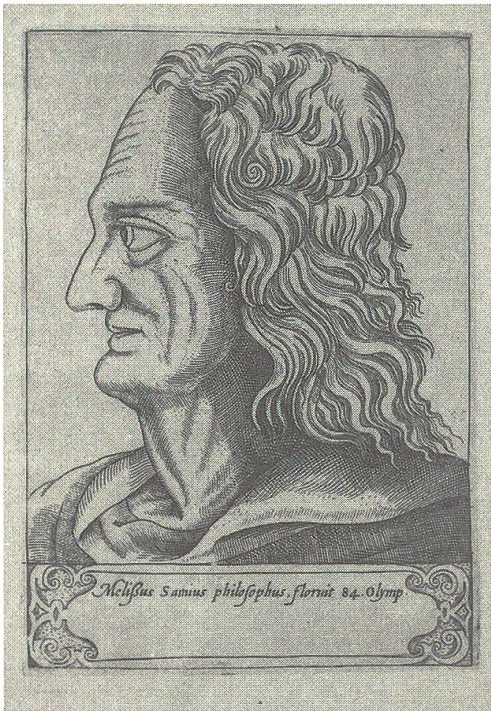
Lehre jetzt doch aufgeschrieben werden könne. Der exegetische Spiritualismus war damit nicht verschwunden, auch bei Augustin nicht. Er, der raffinierte Literat, bewunderte die Illiteraten. Er sagte von den Wüstenvätern, die nicht lesen konnten, sie hätten die Bibel auch nicht gebraucht, denn wer Gott und den Nächsten liebe, erfülle die Schrift und bedürfe ihrer nicht,³ Gott hat als seine Boten Fischer berufen, nicht Rhetoren, sagte der Rhetor Augustin und schuf damit die fortdauernde Möglichkeit christlicher Buchlosigkeit. Die christliche Kultur hatte längst das Buch sakralisiert, hatte Gott als Buchautor gedacht und ‘Le beau Dieu’ als Richter mit Buch gestaltet – ‘liber scriptus proferetur, in quo totum continetur’ –, hatte aus dem Buch ein magisches Objekt gemacht, mit Gold und Edelsteinen verziert, da brach in der ersten franziskanischen Bewegung das Bewusstsein des Abstands zur Welt der Bücher wieder auf: Bücher kosten Geld, wer Geld für Bücher hat, hat sich mit der Welt eingelassen, aber der wahre Christ folgt arm dem armen Jesus und verlässt die Welt. Diese asketische Richtung konnte sich selbst bei Franziskanern nicht halten; sie widersprach zu sehr den Bildungsbedürfnissen und Theorieerwartungen des 13. Jahrhunderts; es setzte jetzt im Gegenteil auch bei franziskanischen Autoren eine gewaltige Arbeit des Kommentierens ein: Die Bibel wurde kommentiert, jeder Theologiedozent bis hin zum jungen Luther hatte Petrus Lombardus zu erklären; die Schriften des Aristoteles waren auf den Spuren des Averroes, des Kommentators, zu erläutern.



III

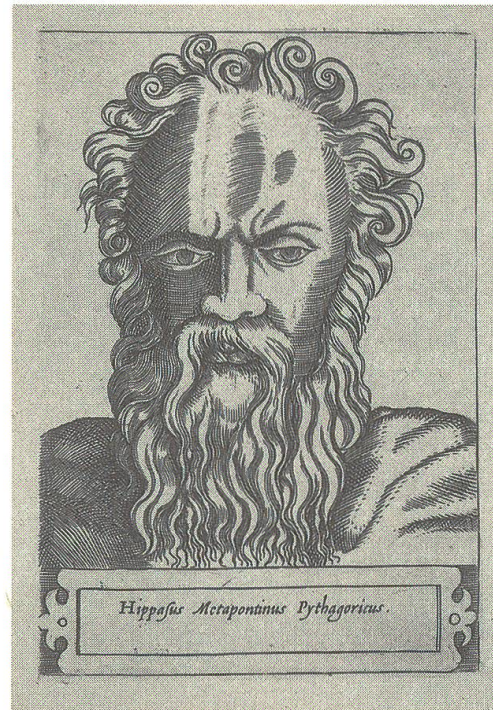
Sowohl Frühhumanisten wie religiöse Erweckungsbewegungen des 15. Jahrhunderts, dann auch reformatorische Strömungen, äusserten Überdruß an dieser Hypertrophie der Kommentarwelt; das einfache, 'natürliche' Wort, die schlichte Bibel sollte gelten. Spätestens im 16. Jahrhundert musste Europa leidvoll erfahren, dass der schlichte Bibeltext so einhellig nicht war, wie man es von der göttlichen Wahrheit und der autoritativen Lebensweisung glaubte erwarten zu können. Die entstehenden Konfessionen antworteten auf diese Verunsicherung zwischen Geist und Buchstaben mit dogmatischer Fixierung und administrativen Massnahmen wie dem Index. Aber zugleich griffen zwei Entwicklungen ein, die dem vorausgehenden Jahrhundert entstammten: Die Philologie und der Buchdruck. Lorenzo Valla hatte durch Einzeluntersuchungen gezeigt, wie man Texte wie die *Konstantinische Schenkung* oder Dionysius Areopagita historisch genau liest. Seine philologischen Ergebnisse sind bis heute unwidersprochen und nachdem Erasmus 1505 die Bemerkungen Vallas zum Neuen Testament veröffentlicht hatte, war Philologie als Kontrolle des 'Geistes', auf den jeder sich berufen konnte, in der Welt. Kardinal Ximenes, Michael Servet, Richard Simon und Jean Leclerc und schliesslich die Göttinger Bibelauslegungen veränderten definitiv das Verhältnis von 'littera' und 'spiritus'.

Sie werden es einem Mainzer nachsehen, wenn er in diesem Zusammenhang den Namen Gutenbergs nicht aus falscher Bescheidenheit unterdrückt.

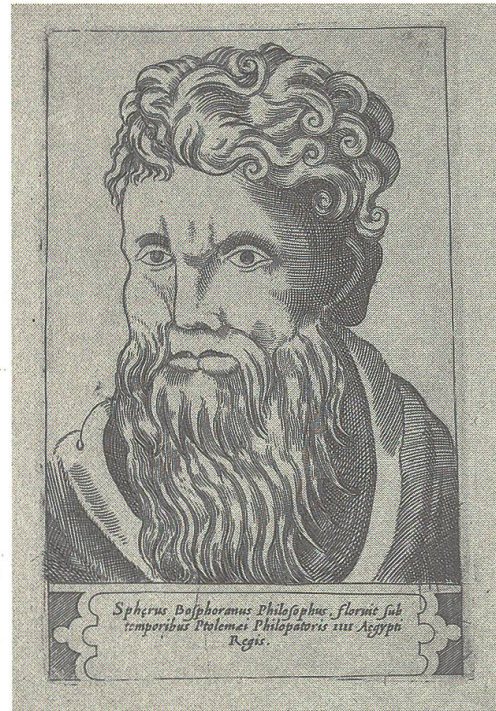
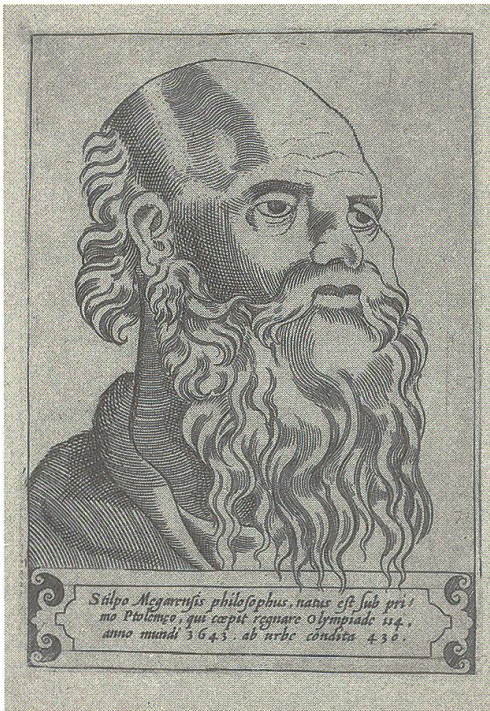


Durch den Buchdruck wurden die Bibliotheken nicht nur grösser. Wenn im Mittelalter eine Bibliothek 800 oder gar tausend Bände zählte, war sie ausserordentlich gross. Der Buchdruck ermöglichte jetzt häufiger private Bibliotheken. Schüler bekamen jetzt ihre Bücher in die Hand, jeder einzeln, Privatgelehrte konnten nun Textvergleiche vornehmen und den authentischen Text zu ermitteln suchen, Reuchlin druckte seine hebräische Grammatik, wer sie studierte, hatte seinen eigenen Zugang zur Hebräischen Bibel, überregionale Naturbeobachtungen liessen sich jetzt leichter austauschen. Der einsame Leser dachte sich jetzt beim Lesen leichter als früher etwas Eigenes.

Sie kennen die grossen Leser-Denker der frühen Neuzeit. Sie bezeugen die neue intellektuelle Möglichkeit, haben sie auch bedacht. Ich nenne nur Machiavelli und Montaigne. Berühmt ist der Brief Machiavellis, in dem er seinen Tageslauf beschreibt: Der exilierte Sekretär der Republik Florenz arbeitet tagsüber mit seinen Bauern auf seinem kleinen Landgut, aber am Abend kleidet er sich um, zieht die Staatskleider an, betritt seine Bibliothek und liest die Klassiker, um sich mit ihnen über den Staat zu unterhalten. Klassizistisch konnte es dabei nicht zugehen, denn die grossen antiken Geschichtsdenker kannten nicht das grösste Problem, das den Frieden Italiens unmöglich machte: die politische Macht der Kirche. Darüber musste der Liviusleser sich selbst etwas einfallen lassen: Er konnte nicht nur lesen, er musste denken, und er tat es.



Dann sass da noch Michel de Montaigne in seinem Bücherturm. Auf den Deckenbalken einzelne Sätze aus seinen Büchern. Draussen toben Religionskämpfe, gelehrte Dispute und militärische Massaker. Monsieur denkt nach über das Lesen. Es ist auch ein Mittel, aus der Gegenwart zu fliehen, sich mit Sokrates zu unterhalten und das Kriegselend dabei zu vergessen. Die Wissenschaft, schreibt Montaigne, ist eine gute Droge. Bücher sind auch ein Elixier der Absentierung, ein Rauschmittel. Wer liest, ist für sich und kann eine innere Festung aufbauen. Montaigne bildet eine neue Reflektionsstufe für unser Problem. Er sah, dass der Lesende sich entweder verliert in die Welt der Bildung, der Bücher, der anerkannten Reden – oder er kommt daraus auf sich zurück. Der denkende Leser findet nicht sich in der Bücherwelt, sondern die Bücherwelt in sich. Er sieht beim Lesen, wie sie ihm vorgearbeitet hat, wie sie ihn erzogen, aber auch verführt und verleitet hat. Sie hat ihn zu einem Ich werden lassen, aber dieses Ich ist vielfarbig; es steht, indem es über das Gelesene nachdenkt, an Scheidewegen. Sich dies klarzumachen, sich dabei zu orientieren, ohne den Ambivalenzen entfliehen zu wollen, wie man den Turbulenzen der Geschichtswelt zuweilen entfliehen kann, das macht Denken aus: *Ça, c'est ma physique, c'est ma metaphysique.*



IV

Ein neues Stadium in der Entwicklungsgeschichte von Lesen und/oder Denken erbrachte die Entstehung der Philosophiegeschichte als Wissenschaft. Jetzt treten die beiden Seiten schroff auseinander: Der Philosophiegelehrte hier, der aus Büchern Meinungen sammelt und äusserlich gruppiert und dies für 'Wissenschaft' hält, der Selbstdenker dort, der auf den 'trocknen Schleicher' herabblickt. Der selbstverlorene Leser hier, der Spleen der Originalität dort, der 'Narr auf eigene Faust'. Lessing bewies, dass man ein grosser Gelehrter, ein Büchernarr auch, sein konnte und zugleich ein Selbstdenker, aber je mehr Philosophiegeschichte sich als Disziplin etablierte, umso härter wurde der Gegensatz zwischen Geist und Buchstaben. Heidegger bewegte sich innerhalb dieses Dilemmas, indem er vom Philosophiehistoriker sagte, er wolle nichts als Meinungen 'zusammenscharren'. Das war nicht alles, was Heidegger zum Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte zu sagen hatte, aber unüberhörbar bleibt der verächtliche Anklang an einen Schwarzwälder Hühnerhof.

Sowohl die pathetische Aufforderung zum Selbstdenken wie die Kritik an seiner Kurzatmigkeit und Selbstüberschätzung durchziehen seit Lessing, Kant und Lichtenberg das Denken des 19. Jahrhunderts. Der Bibliotheksstoff nahm zu, das Selbstdenken wurde schwieriger. Lichtenberg reflektierte: "Wenn wir mehr selbst dächten, so würden wir sehr viel mehr schlechte und sehr viel mehr gute Bücher haben."⁴ Goethe hat die beiden Extreme litera-



risch gestaltet und philosophisch durchdacht, den trockenen Schleicher, der die Bücherwelt nicht verlässt, und den Selbstdenker, der sich nicht Rechenschaft geben kann von dreitausend Jahren. Er wurde immer misstrauischer gegenüber dem Genie, das sich der Geschichte gegenüber selbstsicher gibt. “[...] das Wahre”, schreibt er am 17. Mai 1815 an Zelter, “kann bloß durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche bloß durch seine Geschichte erniedrigt und zerstreut werden.”⁵ Goethe kennt zwischen Lesen und Selbstdenken, zwischen Lernen und Philosophieren keinen bleibenden Gegensatz. Aber hat er gezeigt, wie man das Wahre durch seine Geschichte erheben und das Falsche durch seine Geschichte zerstreuen kann? Jedenfalls ist auch darin nicht auf ihn gehört worden; der Gegensatz von Lesen und Denken schleppte sich weiter fort. Nietzsche beschrieb ihn als den Kontrast zwischen dem Gelehrten und dem Denker. Der Gelehrte, schrieb er, ist das Herdentier im Reich der Erkenntnis. Sie denken nur noch reaktiv, sie müssen erst lesen, um zu denken. Das viele Lesen hat ihre Seele krummgezogen, und ihre Bücher spiegeln diese krummgezogenen Seelen; sie atmen Ameisen-Geist. Diese fleissig-flinken Kopf- und Handarbeiter der Ideen überschätzen sich selbst. Ein Gelehrter kann nie ein Philosoph werden; hingegen kann man ohne Geist ein grosser Gelehrter sein. Das ist die moderne Version des Gegensatzes von Geist und Buchstaben. Der Gelehrte ist unfruchtbar, er entwirft keine neuen Werte. Und als Fachgelehrter ist er dem Fabrikarbeiter ähnlich.

Aber das ist bei Nietzsche nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite besteht in seinem Lob der Philologie und in der Kritik am Mangel an Philologie bei deutschen Philosophen. Ihnen fehlt der genetische Sinn, denn sie haben nie genau lesen gelernt. Diese 'ehrwürdige' Kunst lehrt nur die Philologie. Sie ist die Kunst, gut zu lesen. Jetzt wendet sich das Blatt wieder zugunsten des Lesens; die Philologie ist 'Rechtschaffenheit der Selbstkritik', mit der heute ein Philologe einen Text liest und dabei jeden Glauben zerstört, der auf Büchern ruht. Bei aller Kritik am Wiederkäuen der Gelehrten, zählte Nietzsche sich auch als Philosoph zu den Philologen, also zu den Denkern, die lesen. Er bestand darauf: Philosophische Gedanken entstehen nicht in dunklen Räumen, sondern nur im Freien. Das klingt nach Bibliotheksfeindlichkeit. Aber Nietzsches Gedanke geht sofort wieder auf die Gegenseite: Nicht der Flaneur im Reich der Bildung ist gefragt, der Denker ist kein fröhlich-freier Spaziergänger. Der Denker muss auch gearbeitet haben; man erkennt ihn, sagt Nietzsche, er hat einen Buckel. Leicht einzustreichen gibt es hier nichts. Einen Buckel bekommt niemand durch Spazierengehen. Einen Buckel holt man sich in der Bibliothek.

Sie werden zum Abschluss mich fragen, wie ich denn Spiel und Widerspiel von Denken und Lesen heute zu entscheiden denke. Dies wäre das Thema eines anderen Vortrags; ich jedenfalls befinde mich mit meinen Studien auf einer solchen Gratwanderung. Um wenigstens die Richtung dabei anzudeuten: Heidegger stellt sich auf Feld- und Waldwegen vor, auch auf Holzwegen; Michel Foucault war nicht weniger Denker, aber ihn zeigen eindrucksvolle Photographien bei der Arbeit in der Bibliothek. Es scheint doch noch zu gehen, also sowohl zu denken wie zu lesen.

1 Festvortrag zur Eröffnung der Bibliothek Werner Oechslin am 9.6.2006.

2 Belege bei: Ingemar Düring, *Aristoteles*, Heidelberg 1966, S. 8.

3 Augustinus, *De doctrina christiana*, I, 39, 93.

4 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, hg. von Wolfgang Promies, Bd. 1: Sudelbücher I, München: Carl Hanser 1968, Nr. 425, S. 294.

5 Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, hg. von Karl Richter, Bd. 20.1: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832, hg. von Hans-Günter Ottenberg/Edith Zehm, München: Carl Hanser 1991, S. 383.